

Wir verwenden Cookies, um die Funktionalität und Leistungsfähigkeit unserer Produkte zu verbessern, um Zugriffe auf unsere Website zu analysieren sowie Inhalte und Anzeigen zu personalisieren und Funktionen für soziale Medien anbieten zu können. Informationen zur Nutzung unserer Website geben wir an Partner für soziale Medien, Werbung und Analysen weiter. Durch Klicken auf "OK" oder die weitere Navigation auf der Website stimmen Sie der Nutzung zu. Details siehe Datenschutzerklärung.OK



Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 30.03.2014, Nr. 13, S. 11

Gute Besserung

Während sich in Hospizen eine Kultur des Sterbens entwickelt, wird das Lebensende in Pflegeheimen weiter tabuisiert. Erfahrungen eines Angehörigen.

VON STEFAN MOES

Unsere Mutter wollte im Heim sterben. Knochenkrebs zerstörte ihre Nieren. Auf Rat der Ärzte hatte sie sich noch im Alter von 84 Jahren einer Dialyse unterzogen. Aber die Blutwäschen dreimal in der Woche waren quälend. Zugleich schwand die Aussicht, so weit zu genesen, dass sie wieder in die eigene Wohnung zurückkönnte. Mutter entschloss sich, die Behandlung abubrechen. Ihr blieben noch zwei bis drei Wochen zu leben, sagten die Ärzte. Meine Schwester, examinierte Altenpflegerin, bot ihr an, sie zu sich zu holen und bis zum Ende zu pflegen. Aber Mutter wollte keine Umstände machen.

Seit dem Tod ihres Mannes vor 38 Jahren hatte unsere Mutter allein für sich gesorgt, ohne jemals ernsthaft krank gewesen zu sein. Jetzt lag sie in einem Zweibettzimmer. Das Stöhnen ihrer Mitbewohnerin, die nicht mehr sprechen konnte und von einer Magensonde am Leben gehalten wurde, machte ihr angeblich nichts aus. Selbst wenn sie ein Einzelzimmer gewünscht hätte, wäre keines frei gewesen.

Mutter hatte nur einen Wunsch: Das Bett sollte direkt ans Fenster. Sie wollte die Wolken beobachten können. Den Pflegerinnen war die Umstellung nicht recht. Denn nun ließe sich eines der beiden Fenster nicht öffnen. Wir gönnten Mutter diese letzte Freude und stellten das Bett um.

Im Internet präsentiert sich das Pflegeheim als "Seniorenstift" im Grünen, nahe der Stadtmitte einer westdeutschen Großstadt. Bilder vitaler älterer Damen werben für einen anregenden Lebensabend in der katholischen Einrichtung. Zum Thema Pflege wird versichert, der Mensch stehe im Mittelpunkt. Kein Wort über Sterbebegleitung.

Wir hätten also gewarnt sein können. Aber selbst wenn wir die Website vorher wahrgenommen hätten, an der Wahl des Heims hätte sich nichts geändert. Mutter wollte in dieses Haus. Öfter hatte sie Bekannte dort besucht und war froh, einen Platz gefunden zu haben.

Es bestehe kein Anlass zur Sorge, versicherte uns die Leiterin des Wohnbereichs. Man habe Erfahrung in der Begleitung Sterbender und arbeite eng mit Ärzten zusammen. Mutter werde keine Schmerzen erleiden müssen. Wir waren leicht zu beruhigen.

Wir drei Kinder waren von da an so oft wie möglich bei unserer Mutter, auch nachts. Kaum auszudenken, was sie erlitten hätte, hätten wir sie der Obhut des Heimes überlassen. Es war der Donnerstag vor einem langen Wochenende, als meine Schwester unserer Mutter ansah, dass sie sich im akuten Sterbeprozess befand. Sie würde sicher Schmerzen bekommen. Womöglich brauche Mutter dann Morphiumpflaster, wusste meine Schwester. Am langen Wochenende würde ein Rezept nur schwer zu bekommen sein. Die Pflegerinnen hatten das Problem offenbar ignoriert und überließen uns die Initiative. Also fuhr meine Schwester zu Mutters Ärztin, besorgte ein Rezept und beschaffte die Pflaster.

Das erste Pflaster wurde geklebt. Trotzdem quälte sich Mutter zwei Tage später mit Schmerzen. Ich lief zum "Servicezimmer". Mutter könne keine Schmerzen haben, das Pflaster wirke noch, beschied mir die Schwester. Sie verließ aber das Dienstzimmer nicht, um sich selbst ein Bild zu machen. Außerdem dürfe sie das zweite Pflaster gar nicht aufkleben. Es fehle eine Verordnung. Ich war perplex: Schließlich hatte man Mutter Schmerzfreiheit versprochen. Doch ich wollte keinen Streit, sondern schnelle Hilfe und bat darum, einen Arzt zu rufen. Die Pflegerin versprach nicht etwa, sich zu beeilen, sondern sagte von oben herab: "Das kann dauern." Fast eine Stunde harrten mein Bruder und ich an Mutters Bett aus, hielten ihre Hand, ohne ihr helfen zu können. Dann fragte ich, wo der Arzt beibe. "Meine Kollegin telefoniert gerade mit ihm. Bis jetzt sind wir nicht durchgekommen." Vor der Tür stehend hörte ich dem Gespräch zu; unschlüssig, ob ich gehen oder bleiben sollte. Eine Pflegerin nahm mir die Entscheidung ab, indem sie die Tür laut zuschlug.

Zum Glück erlebten wir auch die Nachtschwester, die Kaffee und Kekse brachte, und die Küchenhilfe, die uns nach durchwachter Nacht nebenbei mit Brötchen versorgte. Was uns freute, aber auch typisch war: Im Heim schien der Grundsatz zu gelten: "Hauptsache satt". Als Mutter schon nicht mehr schlucken konnte, brachte eine philippinische Pflegerin immer noch Essen. Ich wies sie auf Mutters Zustand hin, war aber nicht sicher, ob sie mich verstanden hatte. Ich atmete auf, als sie mit dem Tablett verschwand. Aber sie kam wieder, mit einem Becher: "Joghurt geht?!" Am Mittag vor ihrem Tod wurde Mutter noch Erbsensuppe serviert.

Wenn Mutter gewaschen und neu gelagert worden war und wir zurück ins Zimmer durften, hieß es: "Sie können rein", oder: "Mutter gut." Einmal teilte mir ein Nachtpfleger mit: "Ich habe ihre Mutter gewaschen und gelagert. Ich habe sie gekämmt, das tut ihr gut. Ihre Mutter ist ansprechbar." Ich hätte weinen können, weil ich spürte, wie viel Druck von mir abfiel, nur weil mir ein Helfer professionell begegnete.

Für uns war nicht zu erkennen, was Mutters Zimmergenossin von all den Aktivitäten um sie herum mitbekam. Einmal erlebten wir, wie eine Mitarbeiterin einen Wagen mit allerhand Kleinkram an ihr Bett rollte. Sie stellte Boxen auf und schaltete einen CD-Player an: Sphärenmusik erklang und beschallte unsere Mutter gleich mit. Nach einer halben Stunde war die Show vorbei. "Die schreibt jetzt 30 Minuten soziale Betreuung auf", vermutete meine Schwester.

Mutters Entscheidung, ihren Tod anzunehmen, machte die Pflegenden offenbar hilflos. Tröstend strichen sie der Sterbenden durchs Gesicht, nannten sie "Schatz". Unsere Mutter hasste übergriffige Berührungen. Aber die professionellen Helferinnen störte das nicht. Mit Tränen in den Augen stand eine examinierte Pflegerin am Bett der Sterbenden und presste heraus: "Frau Moes, gute Besserung." Wir hatten nie den Eindruck, die Pflegenden versuchten sich in Mutters Lage versetzen. Sonst hätten wir nicht vier Tage vor Mutters Tod eine besonders heftige Auseinandersetzung erlebt. Mutter hatte Schmerzen. Es war 16 Uhr. Ich bat um Hilfe. "Medikamente gibt es um 18 Uhr", teilte die Pflegerin mit. Die Ärztin habe es so verordnet. Mir hatte die Ärztin kurz zuvor gesagt: "Wir befinden uns in der Palliativphase. Da kann man gar nicht überdosieren. Es geht nur noch um Schmerzvermeidung." Sie hatte aber offensichtlich die Verordnung nicht entsprechend aktualisiert. Die hinzugeholte Wohnbereichsleiterin unterstützte ihre Mitarbeiterin: Wir seien nun einmal nicht im Hospiz. Dort, so verstand ich sie, hätte man unserer Mutter helfen können. Ich habe mich selten verlorener gefühlt.

Kaum war ich zurück in Mutters Zimmer, als die Heimleiterin eintraf. Sie trat ans Bett der Sterbenden. Mit einem Wattestäbchen befeuchtete sie ihr den Mund. Dann wandte sie sich an mich: "Ich biete Ihnen einen Kompromiss an. Wir geben das Medikament um 17 Uhr." So wurde es gemacht.

Einen Tag bevor Mutter starb - der nahende Tod war ihr deutlich ins Gesicht geschrieben -, fragte eine examinierte Pflegerin: "Ist es Ihrer Mutter nicht langweilig? Wir könnten sie in den Rollstuhl setzen oder ihr einen Fernseher aufstellen." So viel Ignoranz fand sogar die Heimleiterin schlimm. Am Tag nach Mutters Tod suchten wir sie auf, um ihr unsere Erlebnisse mitzuteilen. Sie schien uns nicht ernst zu nehmen und merkte offenbar erst im Verlauf des Gesprächs, dass wir nicht Dampf abließen, sondern fachliche Kritik vorbrachten. Den mangelhaften Umgang mit dem Sterben rechtfertigte sie damit, dass eine Mitarbeiterin, die einen Palliativkurs machen sollte, um dann die Mitarbeiter zu schulen, schwanger geworden sei. Eine neue Interessentin sei aber gefunden! Wie viele Bewohner des Pflegeheims jedes Jahr sterben, konnte sie nicht sagen, erklärte jedoch: "Viele sterben im Krankenhaus." Erst da wurde uns klar: Man hätte unsere Mutter höchstwahrscheinlich im Sterben liegend routinemäßig mit dem Notarztwagen in die Klinik geschafft. Abschließend fragte ich die Heimleiterin nach der Note, die das Heim im Qualitätstest des Medizinischen Dienstes der Krankenkassen bekommen hatte. Da strahlte sie: "Durchweg ,sehr gut'." Mutter starb um drei Uhr in der Frühe. Ich saß bei ihr - ein unwirklicher Moment. Kurz darauf schaute die Nachtschwester rein. Sie hätte die Verstorbene am liebsten so schnell wie möglich gewaschen und rausgeschafft. Ich machte ihr mit Nachdruck klar, dass ich Abschied nehmen wollte, und komplimentierte sie hinaus. Dann hörte ich nur noch den Atem der Bettnachbarin.

Bildunterschrift: Illustration Thomas Fuchs

Quelle: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 30.03.2014, Nr. 13, S. 11

Ressort: Seitenüberschrift: POLITIK
Ressort: Sonntagszeitung

Sach-Codes: GESU Medizin

Dokumentnummer: SD1201403304225383

Dauerhafte Adresse des Dokuments: https://www.genios.de/document/FAS__SD1201403304225383%7CFAST__SD1201403304225383

Alle Rechte vorbehalten: (c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main